
Jürg Laederach

Der zweite Sinn

oder Unsentimentale Reise

durch ein Feld Literatur

edition suhrkamp

SV

es 1455
edition suhrkamp
Neue Folge Band 455

November 1986: An der Karl-Franzens-Universität in Graz, tief im Wilden Osten Europas, nimmt Jürg Laederach seine Zuhörerschaft mit auf eine Reise, die in »absichtsvollem Streunen« zu Pyramiden und pittoresken Orten der Literatur führt. Laederach ist Zeitgenosse, liebt aber die Zeitmaschine, die durch die Epochen fährt. Apollinaire hat sie zur Lustmaschine umgebaut, und ihr Vermögen strebt die Vorlesung an. Unvermeidlich, daß einige der behandelten Formgestaltungen in den Text selbst eindringen, der, unakademisch und schutzlos, sein beharrliches »Ich kann nicht anders« logisch, assoziativ, scholastisch, dramatisch, rabulistisch, polemisch oder gar heimtückisch in die Universität wirft. Gäste auf der unsentimentalen Reise sind, unter anderem, Kleist, Musil, die Grimms, Pynchon, Flaubert, De Quincey sowie der mittlere Hemingway, der nach Debatte des bayerischen Pornographieverbots den Dozenten rechtzeitig nach Venedig einlädt. Scherz, Satire, Ironie? Venedig kann sehr kalt sein.

Jürg Laederach, geboren 1945 in Basel, studierte Mathematik in Zürich, Romanistik, Anglistik und Musikwissenschaften in Basel. 1974 erschien sein erstes Buch, der Erzählband *Einfall der Dämmerung*. Zahlreiche Romane, Erzählungen, Theaterstücke folgten. Laederach war auch als Literatur- und Musikkritiker tätig. (*Der zweite Sinn* enthält seine Grazer Poetik-Vorlesungen, *Eccentric* eine Auswahl seiner Kritiken.) Er übersetzte aus dem Englischen und dem Französischen – Werke von Walter Abish, Frederick Barthelme, Maurice Blanchot, William Gass, Harry Mathews und anderen. Sein Werk wurde mehrfach ausgezeichnet, 2005 mit dem Italo-Svevo-Preis. Zuletzt veröffentlichte er den Erzählband *Harmfuls Hölle*. Er starb 2018 in seiner Heimatstadt Basel.

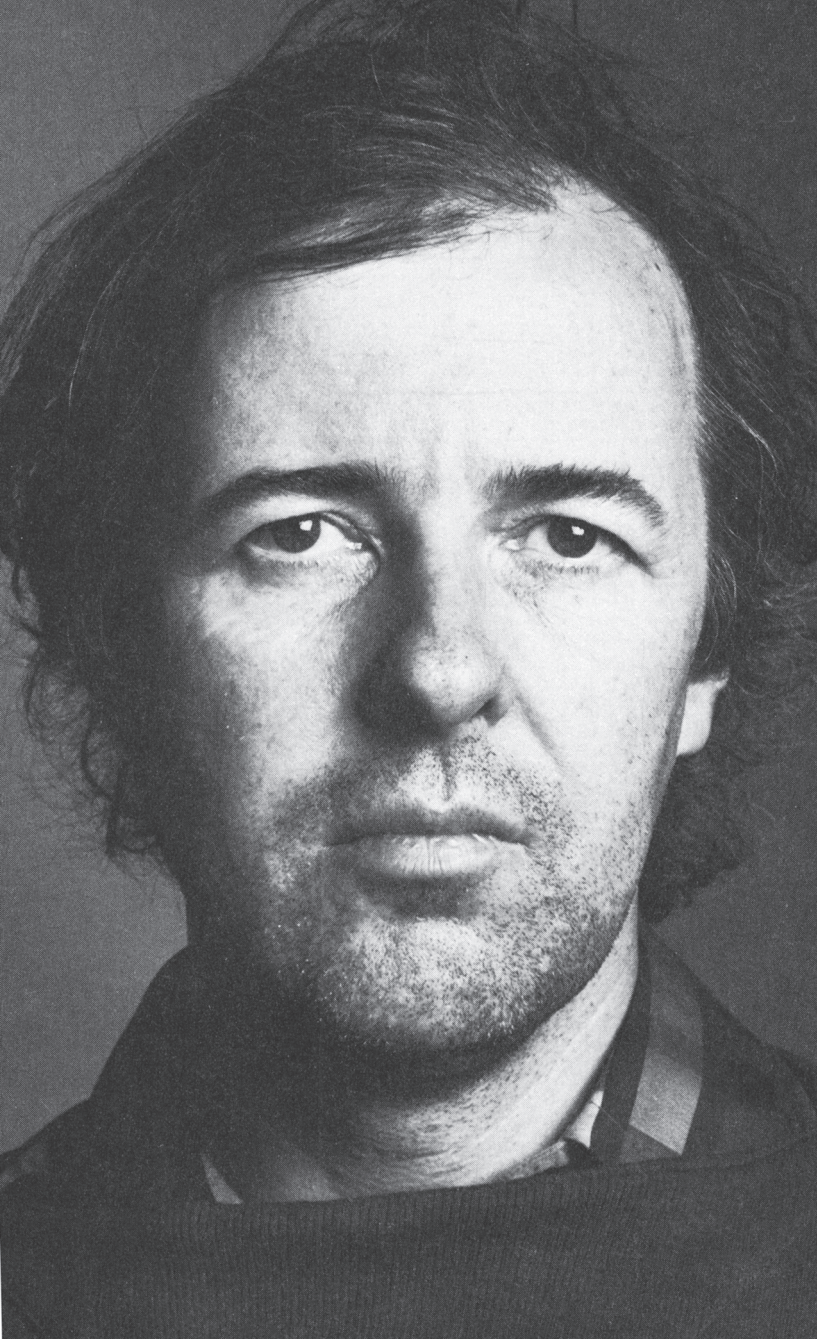


Foto: Andreas Pohlmann

Jürg Laederach
Der zweite Sinn
oder
Unsentimentale Reise durch
ein Feld Literatur

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 1988
edition suhrkamp 1455
Neue Folge Band 455

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
Printed in Germany

Umschlagentwurf: Willy Fleckhaus
ISBN 978-3-518-11455-1

Der zweite Sinn

No more be tears in moon or mist
For thee, sweet sentimentalist.

James Joyce, *Chamber Music XII*

Verehrte Damen und Herren Anwesende,

Autoren-Schmerz liegt mir fern. Mit der Wahl, mich mit dieser Vorlesung zu betrauen, haben Sie einen Fehlgriff getan. Man soll den Bock nicht zum Gärtner, den Chaos-Forscher nicht zum Ordnungshüter bestellen. Bitte notieren Sie sich Sätze, womit Sie sich meiner erwehren können: der mit Bock und Gärtner ist knapp erheiternd. Ich werde in den folgenden Stunden meine Sicht des Dinges vorlegen; wenn Sie annehmen, ich sagte das schlechthin Neue, werden Sie enttäuscht sein, da ich immer möglichst viel Hergebrachtes in meine Überlegungen einbeziehe; wenn Sie nur das Hergebrachte suchen, werden Sie sich ärgern, denn ich halte mich dabei nicht gern auf.

Das Hergebrachte: Eine neuere Kritik eines meiner neueren Bücher – ich vermute, der Kritiker war Österreicher – nannte mich einen Pausenclown. Der Kritiker brachte bei dieser Aussage, zu der die Transportmaschine seines Tadels eineinhalb Haupt- und Nebensätze als Anflugstrecke brauchte – beim Termin seines Tadels brachte er eine streng aussehende Ernsthaftigkeit zustande, so daß der Leser einen Augenblick im unklaren war, wo die Komik lag. Sie lag im Satzbau. Im Gerüst, auf dessen oberster Latte »Pausenclown« eingerritzt wurde. Gleichzeitig konnte er das Verdikt ›Pausenclown‹ nicht fällen ohne den Contrapunctus eigener Attitüde: er mußte den Tonfall ins Ernste gleiten lassen, damit hinsichtlich jeder künftigen, in Literatur auftretenden Komik feststand: er, Kritiker, würde nie dazugehören und mißbillige das grundsätzlich. Wieso hatte der Mann eine solche Angst vor dem Clown? Was bewog ihn, so viele Bewegungen seines Intellekts zu Hilfe zu nehmen, um dem Verdacht auszuweichen, es falle davon ein Anschein auf ihn? Läge Autoren-Schmerz mir nicht fern, würde ich mich beklagen. Vielleicht tue ich es noch. Die Literatur ist ein Chaos. Ist sie kein Chaos, ist

sie ein Mysterium. Ist sie kein Mysterium, zerfällt sie in mehrere Aspekte. Wir sprechen hier eine erste Zeitlang von Sprache und von dem, was sie tun muß, um eine zu sein.

Wollte es das Schicksal – unser Schicksal, das uns nicht eint, sondern trennt –, daß man *eine* Sicht des Dinges Literatur haben könnte! Statt dessen dürften es mehrere Sichten auf mehrere Dinge werden. Rettung aus dem uns drohenden Ordnungs- und Orientierungsverlust könnte nur eine narzißtische Verankerung in mir selber und in meinem Werk bringen. Sie lehne ich ab. Ich spräche von mir, der »guest star« mit der »special appearance« wäre mein Bewußtsein, »and tonight we feature« mein Inneres, mein Innenleben, mein Nicht-Äußeres, all jenes, was Sie mir nicht am Gesicht ablesen können, jenes Kommunikable, dessen Masse der Kommunikation im allgemeinen entzogen wird. Soll ich Sie mit einer leichtfertig hergestellten Ordnung beruhigen und betrügen? Gibt es andere als leichtfertig hergestellte Ordnungen? Exkommuniziert sich, wer die Frage stellt, von selbst? Befänden wir uns demnach in einem Vatikan? Wäre bereits die genannte Angst vor einem vermuteten Bruch ernsthaften Gebarens eine priesterliche, jene vor dem Verlust des Talars? Ich gehe der Frage nicht nach. Zu ihrer Bejahung gibt es Gründe. Die desinteressieren mich.

Der Schriftsteller, Dichter, Literat u. ä. ist mit dem Schreiben vertraut; er hat sich damals dafür entschieden, als es eine Wallung war in ihm. Nun ist es doch ein Beruf geworden. Das Publikum fordert, es habe eine Wallung zu sein. Also kann der Schriftsteller, Dichter, Literat von Berufes wegen die Ursprungswallung wieder herstellen. Aber auch der, dem Wallungen fremd sind, gesteht, es ist viel Affekt immer mit dabei. Man kann einen Text durchdenken, ihn aufschreiben, ist aber regelmäßig in Verlegenheit, wenn erklärt werden soll, was denn da durchdacht wurde. Das Erklären müßte ein Durchdenken des stattgehabten Durchdenkens sein, und solches überfordert meist. Das Schreiben liegt zwischen Affekt und Denken, bitte, das ist nicht einmal ungenau gesagt. Genauer: Was von außen wie die Abstraktion selbst aussieht, ist tatsächlich eine Praxis, die von dem, der sie ausübt, nicht in Theorie gefaßt werden kann. Andererseits bedeutet Praxis eine Gesamtheit von Fällen, mit denen man bisher zu

tun bekam – ich schein geradezu Sprechstunden-Prosa zu sprechen; die gesammelten literarisch-ästhetischen Vorkommnisse als Patienten! –, diese Gesamtheit gilt es irgendwie im Überblick darzustellen. Ich bin ein zuvorkommender Chaos-Forscher, der die Abschaffung jeder Ordnung nie ganz über sich brachte, der sich aber zu Ordnung immer etwas überlegen mußte; selbstverständlich besteht, wie beim aktiven und passiven Wortschatz, ein Unterschied zwischen einer Literaturbetrachtung, bei der die Literatur bereits vorliegt, und einer, bei der, prospektiv, aus den Beobachtungen erst Literatur hervorgehen soll. Letzteres würde man ein Workshop nennen, Sie müßten sich ein A 4 vornehmen und kräftig mittun. Dessen möchte ich Sie entheben. Ich versuche, einiges Material zusammenzustellen und es meiner besten Besprecher-Sprache vorzustellen. Meine einzige Entschuldigung für fehlende Terminologie – ich habe eine halbe Wissenschaft im Praxis-Kopf, kann hier aber keine neue Wissenschaft begründen (sonst würde ich es unzögerlich tun) – meine Entschuldigung für allenfalls fehlende, ungenaue oder unrichtige Terminologie ist einzig, daß eben das Sie ermuntern könnte, mir ins Wort zu fallen und die geplanten Diskussionsstunden vorzuziehen. Chaos, wir hörten vom Chaos sprechen. Ich kann bloß in den Stapel hineingreifen und aufs Geratewohl zitieren:

Aber vorher wird nichts gelöst werden, denn wir können das Prinzip nicht ändern, ohne daß die Maßlosigkeit regiert und der Skandal ausbricht, der gute Wille allein genügt nicht, um eine Ordnung zu wahren, die von der Zukunft verworfen wird und die sich dadurch aufrecht erhält, daß sie unsere Gewißheiten austilgt, eine Ordnung des Todes, deren Erbe das Chaos sein wird. Wir können das Unheil nicht vermeiden, noch seine unerbittliche Logik, wir sind dazu verurteilt, den Ablauf der Phasen über uns ergehen zu lassen, der vorhersehbaren wie der unvorhergesehenen, wir werden die Bewegung, die uns mitreißt, nicht bremsen.

Soviel zur Leidenschaft, die ein Albert Caraco für das Chaos empfindet. Er wurde 1919 geboren, ist seit 16 Jahren tot. Caraco ist kein bedeutender Autor gewesen. In seinen besten Augenblick-

ken gelang ihm eine Fusion zwischen Katholizismus und tabu-frei gelebtem Sexus. Die Fusion wies auf ihre permanente Unmöglichkeit hin. Den Caraco brachte die Nichtvereinbarkeit von Wertsystemen zur Konstruktion ihrer Synthese. Er schien schreibend sein Zerrissen-Werden abschaffen zu wollen, dies war die Affekt-Komponente. Nachdenkend gewahrte er das Scheitern seiner Synthesen; so sah die intellektuelle Komponente aus. Sie wurde gleich wieder abgelöst vom Affekt, der die nächste Kittstelle verleimte. Caraco, unbedeutender Autor, ist darum erhellend, weil sein praktiziertes Scheitern ihn in textliche Gebilde hineinritt, die kein im kommensurablen Sinne vernünftiger Mensch so gearbeitet hätte. Die Welt wurde reicher durch ihn, reicher an Unmöglichem. Schlimmer noch: die Unvereinbarkeit, sagen wir mal, zwischen Katholizismus und gelebter Sexualität, die jeder Schaffner kennt – Caraco beschrieb sie in Tausenden von Worten, nur um zu derselben Unvereinbarkeit zu gelangen. Vielleicht doch ein guter Autor. Er führte, vom Chaos sprechend, offenbar sogleich die Wendung ›unerbittliche Logik‹ ein. Schön wär's, ich wüßte, was ich meine, wenn ich von Literatur spreche, noch schöner wär's, ich wüßte, was mein Inneres ist, und ob da eines ist. In Vertretung des Innenraums, der nicht anerkannt wird, der aber darum in der Form, die man ihm gemeinhin gibt, nicht abwesend zu sein braucht, wird ein Blick von außen auf gewisse Phänomene der Ästhetik zur Sprache kommen. Wir konzentrieren uns zu einem Teil, mindestens anfangs, mitten in einer Ästhetik des Mangels auf Momente, wo in verschiedenen Werken bei verschiedenen Autoren ein konkreter Mangel behoben wird; wo zwei sich finden und wo der Autor, keineswegs erfreut über die Lust, sondern davor angeekelt, sie zum Thema macht beziehungsweise seine Schreib-Lust möglichst an ihr vorbeiführt.

Albert Caraco verführte mich zu einer Abschweifung. Gern geschehen. Ich will ja versuchen, aus der Ordnung Ihrer Vorstellungen Chaos herzustellen in Ihnen. Ordnung zu schaffen bin ich bestellt, doch ohne Absicht zur Gegenläufigkeit habe ich noch kaum je das Wort ergriffen; ich kann indes nicht ein beliebiges Chaos herstellen, sondern bestenfalls jenes, das bereits existiert, jenes, dessen Existenz von den Ordnungshütern so gefürchtet

wird, daß sie es unter dem Sammelnamen »Literatur« subsumieren. Es ist dies, metaphorisch ausgedrückt – die Metapher schwebt irgendwie über der Metapher Literatur, die ebenso ein einzelnes Schreib-Stück wie, in neueren Varianten, »alles jemals Aufgeschriebene in einer Kultur« meinen kann – es wird dieser glasglockenhaft über alles gestülpte Schutzbegriff »Literatur« etwa so gehandhabt wie die gewiß nicht mehr handhabbare chaotische Menge des Begriffs »Sand am Meer«.

Ich bringe, neben meiner Vorliebe fürs Chaos, die so ungeordnet ist, daß sie ihr Ziel, das Chaos, mitunter vergißt und der Ordnung dient, folgende Kapitalien oder Hypotheken mit: eine Lust zum Assoziieren, die einen Gedankensprung ohne weiteres dann ausführt, wenn sie ihn sich denkt. Das ist ihr Grund genug. Sie, die Assoziation, das Sprunghafte, in jedem einzelnen Fall zu legitimieren wäre umständlich, würde einen wahren Verwaltungsapparat erfordern, entfällt also. Man kann nicht Systematiker sein, wenn man an die Inhalte des Systems nicht herankommt. Chaotisches Vorgehen erobert die Materie, und erst muß man die Materie haben, um mit ihr verfahren zu können. Das Chaotische ist, unter diesen Auspizien, mein praktischer Sinn, meine Raffgier, mein Eroberungswille, und habe ich erobert, zeigt sich dasselbe Chaotische als Verachtung für die Prinzipien regulärer Verwaltung.

Als Vergessens-Kundiger, als einer, der Bescheid weiß über das Funktionieren des Vergessens und der es als entlastenden Vorgang empfindet, als solcher verliere ich regemäßig, von Stunde zu Stunde, die eroberten Gebiete wieder, vergesse, was ich weiß oder was ich mir zusammen-denke. Insgesamt gesehen bereichern mich meine Verluste. Zum Beispiel um die Möglichkeit, mir alles wieder und wieder denken zu können. Es ist etwas nur dann lebendig, oder »in Bewegung«, wenn es gedacht wird. Es ist tot, oder »abgelegt«, wenn es erfolgreich fertiggedacht, gewußt wird. Versteifen wir uns auf den Prozeß und nicht auf das Ergebnis, wir haben mehr davon: Unsägliche Flüchtigkeit, Unerhaschbarkeit, Wegsinken in die Kavernen des Vergessens sind höchste Güter, weil sie Dynamik erzeugen.

Ehe wir anfangen: Ich bin zu Chaos entschlossen, ich bin zu Methode entschlossen, ich bin zu jeder Art von Gedanken-

sprung entschlossen, falls mich eine Methode in die Enge treiben sollte. Ich habe keinen festgefügtten Ansatz, kein Prinzip, keine Kriterien, höchstens das Interesse, selbst etwas Neues zu erfahren. Was nicht leicht ist, wenn man den Vortrag vom Zweiten Sinn selbst geschrieben hat, demnach zu wissen, beinahe schon auswendig zu wissen hätte, was man vorträgt. Ich habe über Literatur nie viel auf einmal gewußt. Ich bin wie ein Mensch, der beträchtliche Summen verwaltet und ausgibt, aber immer nur Kleingeld in der Hosentasche herumträgt. Was ich weiß, weiß ich, um es zu vergessen. Wer das Schreiben zu gut kennt, praktiziert es zu routiniert. Ich bin Chaotiker, ich bin Systematiker. Nur ein Systematiker weiß über das Chaos Bescheid. Nur einem Systematiker dürfen wir glauben, wo er Chaos vermute, da sei Chaos.

Literatur ist nicht nur in dem unendlich, was man gemeinhin unter Literatur versteht. Es ist auch jedes ihrer Teilstücke, jede ihrer kleinen Schrauben, jeder ihrer Sätze bereits unendlich. Unendlichkeit ist kein Ausmaß, kein Begriff, mit dem sich leicht hantieren läßt. Dennoch darf er hier nicht außer Betracht fallen. Einiges an dem, was ich sage, muß deutlich machen, daß meine Ausführungen ein Stück Unendlichkeit wollen und sich des Paradoxons bewußt sind, daß Unendlichkeit nicht zu haben, nicht zu erreichen ist, daß man sie aber sehr wohl suggerieren kann.

Einleitungen dienen der Darstellung der Methode. Wieso sollte eine Einleitung nicht dazu dienen, darauf hinzuweisen, daß ich keine Methode habe. Ich suggeriere, wäre es auch nur durch mein schwankendes Boot, daß wir uns auf einem Ozean befinden. Meine Themenbereiche werden weit gespannt sein; von der atomistischen Untersuchung einzelner Sätze bis zu konkreten Unformen der Sexualität kriegen Sie alles mit. Die Auswahl ist breit gefächert. Andererseits ist der Raum, den wir durchmessen, nicht größer als bei jeder anderen Vorlesung. Zunächst das, was ich mir etwa vorstellte, als ich mir »Literatur«, sei's als Begriff oder als geschriebene Menge, kurzum, als Behandlungsgegenstand vorstellte: Unter Literatur verstehe ich grundsätzlich ein kürzeres oder längeres Stück Prosa. Das ist eine Setzung für heute. Über diese Setzung kann ich nicht diskutieren. Problem Nummer eins: Irgendwie ist das Zeug gemacht. Lösung Num-

mer eins: Ach, das Zeug ist aus Sprache gemacht. Sprechen wir von der Sprache.

Prolog: Von der Sprache zu sprechen mit sprachlichen Mitteln, also über dasselbe mit demselben zu sprechen, ist etwa so, wie einen in den Stiel einer Beißzange eingedrungenen Nagel mit der Beißzange herausziehen zu wollen. Sie mögen über den deftigen Vergleich lachen: Es gewährleistet uns niemand, daß nicht er das Deutlichste ist, was uns zur Verfügung steht in diesem Chaos. Es, nämlich dieses Chaos, unterscheidet sich von andren Chaoi höchstens dadurch, daß es ein allgemein anerkanntes Chaos ist, während die anderen Chaoi erst hergestellt werden sollen. Bei den meisten Chaoi bedarf es einer Eigenanstrengung, sollen die Orientierungen doch endlich brüchig werden; bei diesem Chaos genügt es, daß man es referiert. Ich erwähne, ehe ich mich in die Angelegenheit stürze, ein weiteres Kapital.

Anmerkung: Unser bisher etablierter Sprachgebrauch erwähnt »Kapital« und »Risiko« als Synonyme; ein weiteres Kapital wird damit in Umlauf gebracht, daß ich nicht immer anzeige, wo ich zitiere und wo ich selbst spreche.

Ich bin der narzißtischen Ansicht, ich könne prinzipiell alles, jedes Zitat beispielsweise, wovon ich je spräche, selbst geschrieben haben. Eine spezielle Kennzeichnung sei deshalb überflüssig. So spricht der Appropriierungs-Wunsch, mittels welchem ich mir eine, selbstverständlich umfassende und alles beinhaltende, Identität zuspreche. Die letzten Ausläufer meiner Selbsterkenntnis, also, meiner realistischen Einsicht in psychische Dinge, sind der Ansicht, ich existierte ohnehin nicht, es sei also alles, worüber ich sprechen könne, ohnehin von einem anderen, den es dieser Theorie zufolge auch nicht gibt; es stamme demnach alles, wovon einer, der sich für ein (oder »das«) Ich hält, spricht, ohnehin von allen anderen. Es könnten, letzterer Theorie zufolge, ohnehin nur alle stückweis sprechen vom Stückgut, das alle wissen. Originalität gibt es dieser Theorie zufolge nicht. Sie ist ein geschicktes Arrangement. Noch nicht einmal die Überzeugung, daß sie fehlt, darf ihren Namen in Anspruch nehmen. Der Stolz auf Originalität ein Kaiser, dem die Kleider fehlen.

Bloß: Fällt es ins Gewicht, daß ihm die Kleider fehlen? Wenn er der Überzeugung ist, er sei angezogen? Wenn sein Hof und sein

Publikum das aus Angst auch finden? Und wenn das entlarvende Kind von seinem Vater eins auf den Kopf kriegt? Subjektivität soll wenig wert sein. Haben Sie je ein Kollektiv, einfach so, an einem beliebigen Werktag, die Subjektivität eines beliebigen einzelnen anerkennen sehen? Bestimmt nicht. Und doch ist Subjektivität alles, was wir haben. Für uns hier sei sie eine Macht. Etwas zum Erschrecken: Wir sind alle, einer bestimmten Theorie zufolge, nicht originell. Wir sind nicht einmal so etwas wie ein Ich, aber da wir das Gegenteil davon glauben, ist es so, als wären wir ein Ich. Die Gewißheit, dieses Ich zu haben und zu sein, ist so unerschüttert, daß der Gedanke, dieses Ich sei nur angenommen, kaum je gedacht wird.

Sprache als Arbeitsmaterie liegt einfach vor. Als wäre sie hingeworfen. Obgleich sie in komplexen Verfahren produziert wird, ist dieses Verfahren gleichzeitig das einfachste. Sie fristet sowohl eine Existenz als raffinierende und raffinierte Materie, wie auch, ohne daß es zum Widerspruch käme, eine Existenz als Rohstoff. Vom Rohstoff, dem rohen Stoff, scheint es unendlich viel zu geben, zuviel, obgleich die Raffinierungs-Mühlen verfeinern, wo sie können; vergeblich. Unser Verhältnis zur Sprache ist so, wie es sich auf diesem vertrackten Markt von stark schwankender Nachfrage und stark schwankendem Angebot versteht: Einmal ist sie uns wertvoll, sie kann uns alles wert sein, ein andermal geben wir sie billig her und nehmen sie noch kostloser an. Im einen Fall thesaurieren wir sie in Wertschränken, im andern werfen wir sie weg, ja, produzieren sie schon gleich für den Abfalleimer.

Allem, was mit Sprache gemacht wird, was aus Sprache gemacht ist, wird ein zwischen diesen Extremen schwankender Wert zugesprochen. Indem wir uns für Sprache interessieren, sind wir entweder eine Elite mit schlechtem Gewissen, einige happy few, die einzig noch ihr Glück loswerden müssen, um mit ihrem Zustand zufrieden zu sein, oder wir sind einfach nur few, will sagen wenige, Minderheit, Exzentriker, Überflußpropheten in einer Landschaft, die doch nur ihre eigene Überflüssigkeit verkündet. Die Sprache zu behandeln, mit ihr zu handeln lernten wir in einem Drill, der uns in keinem anderen Schulfach aufgezungen wurde. Zeichnen lernten wir dilettantisch, Musikma-

chen ebenso, einen Meißel hat kaum einer je in der Schule berühren müssen. Die Sprache, die wir kennen, wird von uns gedankenlos gehandhabt, wir reden gedankenloser, als wir essen, das Sprechen, Sprechkönnen scheint ein Grundtrieb, womöglich ein überlebenswichtiger, zu sein, wird aber mit größerer Leichtigkeit als der Gehorsam gegenüber anderen Grundtrieben geübt.

Obgleich wichtig, scheint Sprechen sich leicht zu nehmen, es scheint ein Zusatz zu einer Welt zu sein, in der Stille herrscht, ein akzidentieller Zusatz, der die Welt offenbar nicht real verändert und sie doch sehr ändert, wenn er verschwindet. Wir bewirken wenig, und die Hoffnungslosigkeit ist uns verboten. Unser Wunsch nach Wirkung wird kaum je erfüllt, unser Rückzug in die Resignation, ins Schweigen, hat immer katastrophale Folgen. Wir haben dann Wirkung, natürlich negative, wenn wir die Konsequenzen aus unserer Einsicht in die Wirkungslosigkeit ziehen. Es ist besser, am Leben zu sein und dabei nicht zu leben, als sich umzubringen und damit das Folgerichtige zu tun. Wir müssen uns abfinden mit dem geringen Gewicht, das der Gebrauch von Sprache in der Welt hat. Ich spreche nicht vom Schreiben, ich rede vom Sprechen. Der mündliche Sprachgebrauch, ein Vehikel, das uns weise machen könnte, das wir weise handhaben könnten, steht in geringem Ansehen. Rasch ist etwas gesagt, rasch ist etwas verschwiegen. Unser Organismus ändert sich deswegen nicht unmittelbar. Es wäre ein Frevel, hier zu sagen, es sei uns egal, was und ob wir sprechen, aber wir alle kennen den Teil in uns, dem das tatsächlich vollkommen gleichgültig ist. Wir existieren, diesem Gedanken zufolge, auf unserer niedrigsten Ebene, tiefer hinunter, als wir beim Sprechen sinken, kann man nicht sinken, und unser Denken hinter unserem Sprechen befindet sich ununterbrochen im Stadium seiner größten Schrumpfung. Wir feiern Feste, zünden Kerzen an, halten feierliche Reden, wenn wir – so sagt diese Theorie – für kurze Zeit aus dem Zustand größter Regression auftauchen und mit knitternden Brauen bescheidene Denkbewegungen ausführen.

Reden, Sprachgebrauch, Ausdruckswille sind, sofern konsequent geübt, Tätigkeiten, die regelmäßig in die Betrachtung ihrer eigenen Nichtigkeit übergehen. Der Teil in uns, dem sie egal

sind, meldet sich mit einem gewichtigen »Was soll's« zu Wort. Selbstverständlich gebraucht dieser Teil, unser eingebauter Sprachverächter, kein artikuliertes Wort des Einspruchs. Die Anti-Sprache formuliert nicht gegen unsere Ausdrucksbestrebungen an; dazu müßte sie ja das von ihr verachtete Werkzeug, die Sprache, benützen. Es ist vielmehr eine Art interne Redevernichtung, eine allesverneinende Mundfäulnis, Chandos'scher Wörtermoder, ein nihilisierender Reflex des der Sprache gegenüber vollkommen gleichgültigen Organismus. Sprache, und was mit ihr geschieht, liegt uns grundsätzlich fern, und dennoch: In einer Art verworrener Überlebens-Dialektik haben wir sie zu einem unserer wichtigsten Attribute gemacht.

Darunter leiden wir. Jedem Autoren-Schmerz abhold, leide ich doch wie ein Tier unter dieser Tatsache. Keiner kann etwas sagen. Sagen ist aber das Wichtigste der Welt. Das zerreißt jeden. Wir haben den Schlüssel nicht mehr, womit wir den Gang von der Sprache weg rückgängig machen könnten. Allein das Verschwinden unserer Möglichkeiten, weiterhin handeln, ausführend tätig werden zu können, der Schwund der Bewegungen und Bewegungsanstöße, die von uns ausgehen könnten, sie rufen nach einem Rede-Ersatz, nach einem natürlichen Auffüllen der durch ausgebliebenes Sprach-Handeln entstandenen Leere.

Viel spricht dafür, daß die gesprochene Sprache dazu dient, die Leere zu überbrücken, die durch das Ausbleiben gesprochener Sprache entsteht. Anders: ich weiß, daß ich nicht sprechen kann, daß Sprechen sinnlos ist, weil ungenau. Die Niedergeschlagenheit, das tierische Leiden daran kann ich nur mildern, indem ich rede. Das Sprechen der Leere tröstet über das fast unmögliche Sprechen der Fülle hinweg. Die Therapie dieser Krankheit kann selbst nur wieder eine Krankheit sein. Selbstverständlich gibt es Elementaria: Sprache kann überlebenswichtig sein, sie kann, insbesondere in der Form des Wunsches oder Befehls, die uns via denjenigen, dem wir befehlen, etwas verschaffen sollen, die Funktion eines Ersatz-Arms übernehmen, und in solcher Funktion kommt der Sprache die Wichtigkeit eines zusätzlichen Körperteils, eines Organs zu.

Wie sieht das Organ aus? Der kindliche Hinweis sei erlaubt, daß es mir bei Trick-Figuren mit einer weißen geplusterten

Sprechblase vor dem Mund nicht schlecht getroffen scheint. Die Blase kann ich blähen, bis sie das Bild verstopft, sie kann über den Köpfen der Angesprochenen schweben und sich wie ein Cumulus entladen, oft auch zwängt sie sich zwischen zwei Figuren, und derjenige, der spricht, bläst bloß die Blase auf wie ein Luftkissen und errichtet eine elastische Trennwand. Das Organ Sprache, im klinischen Wörterbuch Pschyrembel als ›vesica linguae‹ fungierend, kann sich auch über dem Kopf des (der) Angesprochenen ausbreiten und zwei Kleinblasen wie Kopfhörer zu den Ohren hinabsenken. Das ist besser. Man hört sich. Man kann anfangen sich zu verstehen.

Interesse an Sprache, Interesse, das über ihr Vehikeldasein, ihre reine Inhaltsträgerschaft und ihre einfachste Bezugsherstellung zwischen Wort und Gegenstand hinausgeht, ist fast immer ein Luxus-Affekt. Man braucht ihn nicht und empfindet ihn doch. Jedes näheres Wissenwollen tritt in Situationen ein, in denen für Dringlicheres bereits Sättigung eingetreten ist. Man ist satt, und doch bleibt Hunger. Wir brauchen an Sprache kein Interesse zu zeigen, das mehr will als ihren Gebrauch als Ersatz-Arm, als Herbeischaffungs-Hilfe, als Mittel, mehr zu kriegen, als wir kriegen könnten, wenn wir keine Sprache hätten. Leistung der Sprache wird daran gemessen, wieviel Greifbares sie uns herbeischafft. Ich spreche vom zielbewußten Sprechen, dem verabscheuungswürdigsten.

An Sprache selbst besteht kaum jemals irgendwo ein primäres Interesse. Aber ihr Gebrauch floriert. Alle benützen das, wofür sich die wenigsten interessieren. Reden da irgendwo zwei, so interessieren sie sich für ihr Geschwätz, unversehens ist da eine Geheimnisvolle zwischen ihnen, die sie, erkannten sie sie, erschreckte. Weg von den zwei: Es gibt, obgleich keiner von der Sprache Näheres wissen will, eigentlich keinen ohne Sprache, setzt man die Maßstäbe nicht gleich beim Dichter oben an; der übrigens keinem Sprechenden viel voraushat, es wäre denn, daß er öfter mit ihr Umgang pflegt. Sein Vorsprung ist einer der höheren Häufigkeit. So etwas kann ein Vorsprung sein. Lassen wir den Dichter. Selbstverständlich floriert der übliche Sprachgebrauch nur, wenn der Sprechende sich in Sicherheit darüber wiegen darf, daß er nicht plötzlich über das sprechen muß,